

**10. Benediktbeurer Gespräche der
Allianz Umweltstiftung**
am 4. und 5. Mai 2006

„In der Welt zu Hause - aber wo daheim?“ -
Orientierung im Spannungsfeld zwischen
Globalisierung und Heimatverbundenheit.



Vortrag von
Prof. Dr. h.c. Dieter Stolte,
Vorsitzender des Kuratoriums der Allianz Umweltstiftung.

„Tempora mutantur, et nos mutamur in illis.“ – „Die Zeiten ändern sich und wir ändern uns in ihnen.“

Dieser auf Kaiser Lothar I. (840–855), einem Enkel Karls des Großen zurückgehende Ausspruch lässt sich bis in die Renaissance zurückverfolgen. Er hat bis heute einen Bedeutungswandel durchlaufen und dabei auch Ergänzungen erfahren. Sie spiegeln das jeweilige Weltverständnis wider, das über die Stellung des Menschen in seiner Zeit Auskunft gibt.

Da ist einmal die Rede davon, dass alles und jedes in der Welt sich ändert und damit auch der Mensch; zum anderen, dass wir uns ändern, vielleicht sogar ändern müssen, um die Zeit, in der wir leben, neu zu gestalten; und schließlich, dass die Zeit sich ändert, der Mensch aber nicht, er also immer der Gleiche bleibt.

Das sind nicht nur sprachliche Nuancen, sondern auch unterschiedliche Weltsichten, in denen der Mensch mal als Subjekt, mal als Objekt des Veränderungsprozesses begriffen wird. Diese Existenzfrage menschlichen Seins lässt sich an zwei Begriffen erläutern, die auf den ersten Blick unterschiedlicher nicht sein können: den der „Heimat“ und den der „Globalisierung“.

Sie sind Schlüsselbegriffe unserer Zeit, in denen sich die entscheidenden Projektionen unserer Gesellschaft wie in einem Brennglas zusammenziehen lassen. Sie geben Auskunft darüber, in welcher Verfassung sich der Mensch befindet, wo er sich geborgen – also zu Hause – fühlt und wie er in einer Zeit weltweiter Wanderungsbewegungen und Kapitalflüsse, kurzum der Globalisierung, seinen Platz zu finden versucht. Einen Platz finden heißt häufig, seine Heimat aufzugeben, um damit für sich und seine Familie eine gesicherte Grundlage für das materielle Leben zu haben.

Solche Veränderungen sind nicht neu: Als Folge von Kriegen, Naturkatastrophen und Industrialisierung haben sie die Menschen schon seit Jahrhunderten begleitet. Sie wurden häufig als „Strafe Gottes“ empfunden, aber zugleich – trotz vielfältiger Verluste und fortwährender Defizite – auch als Chance begriffen, die zu neuem Wohlstand und kulturellen Höhen der Völker führen können.

Während das Heimatgefühl mit seinen nostalgischen Gefühlen rückwärts gewandt war, auf Religion und Tradition verwies, Geborgenheit und Bodenhaftung vermittelte, richtete sich die Globalisierung auf die Welt als Ganzes aus. Dank moderner Kommunikationssysteme ist heute alles mit allem vernetzt, können Entscheidungen im Nu vom „Laptop“, dem „grünen Tisch“ des modernen IT-Zeitalters, getroffen werden. Die globale Vernetzung von Kapital und Arbeit ist heute kein Problem mehr. Sie löst

nationalstaatliches Denken auf und lässt chauvinistisches Handeln als Unsinn erscheinen. Sie bereitet Wachstum und Wohlstand in anderen Ländern und Regionen vor, erschließt natürliche Ressourcen und schafft neue Arbeitsplätze.

Auf den ersten Blick scheinen sich „Heimat“ und „Globalisierung“ auszuschließen: Das eine ist bereits Vergangenheit und das andere schon Zukunft. Ist das richtig? Liegt dieser Alternative wirklich eine innere Zwangsläufigkeit zu Grunde?

Die Reduzierung politischer oder wirtschaftlicher Abläufe allein auf die Effizienz industrieller und finanzwirtschaftlicher Prozesse lässt die existenziellen Grundbefindlichkeiten des Menschen außer Acht, wie sie nicht zuletzt in seinem Bedürfnis nach Nähe, Übersichtlichkeit und Geborgenheit zum Ausdruck kommen. Oder handelt es sich bei dem genannten Konflikt nur um einen kondratjewschen Zyklus, der sich alle 50 Jahre wiederholt, also um Abläufe, die nur erkannt und bewusst ausgehalten werden müssen, weil alles, was kommt, auch wieder vergeht? Oder sind sie im Sinne Hegels Teil eines dialektischen Prozesses von These und Antithese, der auf eine vermittelnde Synthese hinausläuft?

Ich neige der dritten Betrachtungsweise zu, weil sie dem Menschen die Möglichkeit gibt, mit den Konflikten und Widersprüchen des Lebens in angemessener Weise zurechtzukommen: Einerseits seine Herkunft, seine geistigen Wurzeln und geschichtlichen Erfahrungen als einen unverzichtbaren Schatz zu bewahren und dennoch die Herausforderungen der Gegenwart als Bereicherung und Chance zu begreifen, die zu neuen Ufern führen. Diese neuen Ufer sind das Feld der Freiheit, auf dem sich der Mensch immer wieder neu erfahren und bewähren muss.

Der Mensch ist von Natur aus ein *zoon politikon*, ein politisches Wesen, das seine Existenz nicht allein aus sich heraus entwickelt und erfährt, sondern in der Begegnung mit dem Anderen (mit Gott), dem Du (dem Mitmenschen) und der Gemeinschaft (dem Wir). Dazu bedarf er Nähe und Überschaubarkeit der Beziehungen und einer Lebenswelt, die in der Regel durch Familie, Kindergarten, Schule, Vereine und Beruf ausgefüllt wird. Dieser Nahraum war die Welt des vorindustriellen Zeitalters, die trotz aller Armut die Möglichkeit der Identifikation zwischen landsmannschaftlicher Herkunft, geistiger Heimat und gewachsenem Land der Kindheit schuf. Hier fühlten sich die Menschen zu Hause und nur die Wagemutigen trieb es aus den engen Grenzen ihrer Heimat hinaus in die Ferne, um dort ihr Glück zu versuchen.

Die spanischen und portugiesischen Konquistadoren; die deutschen, französischen und englischen Siedler in der amerikanischen Prärie; die polnischen Bergleute in den Gruben des Ruhrgebietes, sie alle waren in mentaler Hinsicht Vorläufer der heutigen IT-Techniker und Finanz-Manager, die die Globalisierung vorantreiben.

Sie alle gaben ihre Heimat in der Hoffnung auf, wichtige Entdeckungen zu machen, neues Glück zu finden und Reichtum zu erwerben. Viele von ihnen fanden keine neue Heimat. Sie wurden wurzellos, weil die Ferne die Nähe nicht ersetzen konnte und weil ihnen nicht bewusst war, dass es eine geistige Heimat gibt, die erst durch Religion, Kultur und Sprache ausgefüllt wird. Das alles vermag Geld, so wichtig es für das Leben auch ist, nicht zu ersetzen. Erinnerung kann man sich nicht kaufen, man muss sich ihr stellen und sie pflegen und das ist häufig ein schmerzvoller und nie endender Prozess.

Um nicht missverstanden zu werden: Ich bin kein Globalisierungsgegner und schon gar kein Lebenspessimist. Vielmehr plädiere ich für einen konkreten Bezugspunkt, den jeder Mensch – gleichgültig in welcher Situation auch immer – braucht. Die „globale Gesellschaft“ sollte daher keine Aufhebung der individuellen, nationalen, kulturellen, ethischen oder weltanschaulichen Unterschiede anstreben, sondern nur deren Durchlässigkeit für andere Völker, deren Offenheit für andere Menschen, deren Verbindung zu anderen Kulturen ermöglichen und fördern. Es gibt nicht den globalen Menschen und nicht die globale Gesellschaft, sondern nur solche Menschen und Gesellschaften, die sich dem Globalen öffnen wollen.

Wer diese Öffnung überspannt, erreicht das Gegenteil: zunächst Wurzellosigkeit, dann Nationalismus, Chauvinismus und schließlich im schlimmsten Fall auch Rechtsextremismus. Daher sollte das globale Netz die Menschen verbinden, ohne dass dieses Band den Einzelnen fesselt.

Heimweh oder „Rückliebe“ – wie Adalbert Stifter es genannt hat – sollte dabei als etwas Produktives und nicht Restauratives begriffen werden, als etwas, was zum Wesen des Menschen gehört. „Weh dem, der keine Heimat hat“, sagt Friedrich Nietzsche vieldeutig in dem Vers: „Die Krähen schrein und ziehen schwirren Flugs zur Stadt: Bald wird es schnein. Weh dem, der keine Heimat hat.“

Hier aber liegt vielleicht die gefährlichste Ambivalenz: die Spannung zwischen den Global Playern und den Globalisierungsgegnern, die zeitweise im offenen Konflikt ausgetragen wird, wie die Protestmärsche an den jeweiligen Plätzen der Weltklimakonferenz und den Treffen der führenden Industrienationen immer wieder zeigen.

Folgende Fragen sind daher zu stellen und bedürfen einer Klärung: Wie viel Globalisierung verträgt der Mensch? Wie verändert Globalität den Menschen? Wie findet er im Spannungsfeld zwischen Globalisierung und Heimatverbundenheit Orientierung?

Die Herausforderung besteht nicht in anderen Ländern, sondern in anderen Menschen, in ihren anderen Sprech-, Denk- und Lebensweisen, kurzum in ihrer anderen Kultur. Wir können global kommunizieren, Handel treiben, Ressourcen erschließen und auch reisen, aber nicht im Globalen fühlen und wohnen. Wohnen können wir immer nur an einem konkreten Ort, wo wir Heimatliebe entfalten können. Das muss in einem Menschenleben nicht immer der gleiche Ort sein, aber er muss für den Menschen die Qualität des Zuhauses haben. Häufig ist das dort, wo seine Familie und Freunde sind und wo er seine angestammte Kultur pflegen kann. Und wo er das nicht hat oder findet, wird er heimatlos. Die Heimatvertriebenen aus Ostpreußen, Schlesien, Pommern und dem Sudetenland haben hier ihre Erfahrungen gemacht. In seinem Roman „Kudenow oder An fremden Wassern weinen“ hat Arno Surminski dieser Generation ein bewegendes Denkmal gesetzt.

Das 19. Jahrhundert sprach von Kosmopolitismus und verstand darunter die Möglichkeit, sich nicht nur als Bewohner einer Stadt, sondern des Kosmos, das heißt als Weltbürger einer zivilisierten Weltgemeinschaft zu fühlen. Der Globalismus von heute ist keine Lebensform, sondern eine Gestaltungsform, bei der nur die Prozesse des Ökonomischen zählen, die auf der Basis von Kosten-Nutzen-Erwägungen Standortfragen identifizieren. Jede Region der Welt ist dabei ebenso gut durch eine andere ersetzbar, wenn sie nur genügend Gewinn abwirft.

In seinem soeben in Deutschland erschienenen Buch „Was kommt nach der Globalisierung?“ hat der japanische Management-Guru Kenichi Ohmae erläutert, wieso die Regionen von heute die Gewinner der Globalisierung sind: Sie sind kleiner, schneller und offener für Kapital und Menschen. Die Entwicklung der globalen Economy hat nach dieser Theorie die Rolle des Nationalstaats bedeutungslos gemacht. „Der Nationalstaat ist zum Inbegriff der Rückschrittlichkeit und der Introvertiertheit geworden. Wirtschaft und Technologie zwingen den geopolitischen Strukturen eine neue Dimension auf.“ (Ohmae) Manche Nationalstaaten schlüpfen in einer globalisierten Welt auf Grund ihrer territorialen Größe und überschaubaren Population automatisch in die Rolle von Regionen (Finnland, Irland, Schweden), andere entwickeln sich neu auf Grund besonderer Infrastrukturen und politischer Gegebenheiten (vor allem in Indien und China). Fragen der nationalen Identität spielen in diesen Regionen eine immer geringere Rolle. An ihre Stelle treten persönlicher Stolz und das Selbstbewusstsein, in einer weltweit

vernetzten Business-Society zu leben, die sich in englischer Sprache und mit den Mitteln der IT-Technik verständigt.

Aber wo ist ihre Heimat? Wer gibt ihnen Orientierung? Auf was ist zu achten?

Die Definition der Region – wie Ohmae sie vornimmt – kann die Lösung nicht sein, denn sie ist eine allein unter ökonomischen Gesichtspunkten vorgenommene Begriffsbestimmung, die den Menschen außer Acht lässt.

Der Mensch lebt nicht vom Brot allein. In guten wie in schlechten Zeiten sollte er sich immer seiner Herkunft und seiner Bestimmung bewusst sein, was viel mit seinen geschichtlichen Wurzeln und geistigen Bindungen zu tun hat. Das Bedürfnis nach Bindung und Rückbindung (also nach Religio) ist dabei umso größer, je mehr er sich von seiner Heimat entfernt. Jeder sollte sich bemühen, sein Schicksal selbst in die Hand zu nehmen und seine eigene Lebensform zu finden. Je mehr er sie im Kreis von Gleichgesinnten findet, desto größer ist die Chance, die Ferne zu ertragen und durch die Kommunikation mit Menschen, die die gleichen Ziele und Erwartungen an das Leben haben, in eine neue Qualität von Heimat umzusetzen.

Im Zeitalter der Mobilität ist es daher gut, auch selbst flexibel zu werden und mobil zu sein. Das betrifft sowohl die Ausbildung und den Arbeitsplatz, aber auch die Bereitschaft, sich auf Neues einzulassen. Wer dabei kein in allen Weltregionen einsetzbarer und beliebig austauschbarer Söldner der modernen Technik und Finanzwelt werden will, der muss durch die bewusste Pflege seiner Muttersprache, der Aneignung seiner eigenen Geschichte sowie der Weiterbildung der angestammten Kultur und Religion jene menschliche Substanz bewahren, die das Leben „da draußen“ möglich macht.

Wer sich seiner Wurzeln bewusst bleibt, der verfügt über lebenserhaltende und zugleich die Fremde gestaltende Kräfte. Den Spannungsbogen von Heimatverbundenheit und Fremde, von Region und globaler Welt, wird er dann trotz aller Beschwerden als einen Moment individueller Freiheit erfahren können.